

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

104 (5.5.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 18

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 18.

Karlsruhe, Samstag den 5. Mai 1906.

26. Jahrgang.

Von den Himmelserscheinungen im Mai.

Von Georg Kästner in Bremen.

(Nachdruck verboten.)

Die eigenartige Witterung des Winters hat auch im April sich nicht verlangsamt; wir hatten schon sommerwarme Tage schon vor dem Datum des Frühlingsanfangs. Alles ist darüber ausgeblüht und wir dürfen nur einstimmen in die allgemeine Freude, die darüber herrscht, wenn bloß die Temperatur auch in dem geehrten Maimonat in gleicher Weise anhält. Für das Wachstum und die Ernte ist dieser Mai entscheidend, denn schon ist das frische Grün heraus, und auch ein Blütenmeer wogt in den zarten Blättern. Wird ein strenger Kei einer Frühlingsnacht die Hoffnung zu Schanden machen? Wie alles so ist natürlich auch die Pflanze in ihrer Jugend, in der Hauptzeit ihres Wachstums, den weiten und größten Gefahren ausgesetzt. Zum Schutze gegen Gefahren gehört, daß die Sonne ihre Schuldigkeit tut. Und das hat sie schon in reichlichem Maße getan! Vielleicht schon zu viel? Der Mai kühl und naß, füllt dem Bauer Scheun und Pflanz! Diese alte Bauernregel hat insofern recht, als sie verlangt, daß die jungen Pflänzchen nicht allzu sehr hervorzuwachsen und ihre ganze Kraft hinausgeben dürfen. Die Stühle soll sie vielmehr etwas zurückhalten, damit sie zuvor Zeit haben, sich innerlich kräftig zu entwickeln.

Die Sonnenstrahlen fallen schon ziemlich steil auf uns herab, jedoch der Sonne mächtig ist, recht gewaltige Wärmemengen in unsere Breiten herniedersutragen, umso mehr, als sie lange über unserm Horizonte verweilt. Die Sonne steht anfangs Mai fast 15 Grad nördlich vom Äquator und erhebt sich bis zu einer Höhe von 52 Grad. Im Laufe des Monats dringt sie um noch weitere sieben Grad nach Norden vor, sodas wir sie am Mittag des 31. Mai 59 Grad über unserm Horizonte erblicken. Dabei findet der Sonnenaufgang am 1. Mai gegen 4½, am 31. um 3¼ Uhr statt. Der Untergang erfolgt am Anfang des Monats gegen 7½, am Ende dagegen erst um 8¼ Uhr. 15 bis 16½ Stunden verweilt also die Sonne im Mai jeden Tag über unserm Horizonte.

Die Bahnbestimmung des zweiten in diesem Jahre entdeckten Kometen (Kopff) durch Herrn M. Ebell hat ergeben, daß seine Perihelion, d. h. die Entfernung des nächsten Punktes seiner Bahn von der Sonne, größer als drei Erdhalbmesser ist. Das ist sehr merkwürdig, weil die meisten Kometen viel näher an die Sonne herankommen und sich gewöhnlich innerhalb der Erdbahn bewegen. Diese große Entfernung von der Sonne bedingt eine außerordentlich langsame Bewegung des Kometen in seiner Bahn (weit über tausend Jahre) und macht dadurch, daß die Beobachtungen der Kometenstellen so nahe aneinander liegen, die Bahnbestimmung unsicher. Das merkwürdigste bei dieser langsamen Bewegung ist, daß trotz seines langen Verweilens in der Sonnennähe der Komet erst entdeckt wurde, nachdem er schon längst seine Sonnennähe passiert hat. Das legt den Schluß nahe, daß sich doch vielleicht eine ganze Reihe von Kometen, die in unser Sonnensystem eindringen, unserer Entdeckung entziehen, daß uns meist nur die sonnennahen und deshalb auch schon helleren Kometen bekannt werden.

Übrigens ist schon wieder ein neuer Komet, der dritte in diesem Jahre, von Prof. in Melbourne entdeckt worden. Bei der Entdeckung war er 8. Größe, seine Helligkeit nimmt aber schon ab. Dieser Komet rechnet zu den nicht periodischen, die nach einmaligem Besuch das Sonnensystem für immer verlassen.

Aus der Welt der großen Planeten ist nicht wenig zu berichten. Merkur ist Morgenstern, bleibt aber für das freie Auge unsichtbar. — Die Venus rückt immer mehr aus den Strahlen der Sonne heraus und ist als hellster Stern am westlichen Himmel am 1. Mai unterhalb der Plejaden 1¼ Stunden lang sichtbar. Ihre Sichtbarkeit nimmt im Laufe des Monats bis 1¼ Stunden zu. — Mars dagegen wird von der Sonne mehr und mehr überstrahlt, weil er sich ihr stark nähert; Mitte des Monats verschwindet er ganz. Er steht kurz zuvor nahe bei Jupiter. — Auch Jupiter, der den ganzen Winter hindurch eine Fierde unleres Firmamentes war, verschwindet Mitte des Monats in den Strahlen der Sonne. — Nur noch Saturn wird Anfang des Monats auf kurze Zeit nach seinem Aufgange sichtbar, am Ende d. M. ¼ Stunden lang. Die zwei neuen Jupitermonde (der 6. und 7.) sind im verflochtenen Winter auf der Nördlichen Hemisphäre regelmäßig weiter verfolgt worden. Mond 6 bewegte sich genau in der von G. Hof berechneten Bahn, beim 7. Trabanten waren die Abweichungen gegen die noch unsichere Rechnung groß und veränderlich. Offenbar ist seine Bahn sehr langgezogen. Die Umlaufzeiten beider Monde sind fast gleich. Am 6. Mai wird der Planet Venus ganz dicht am Planeten Mars vorbeiziehen und am 11. Mai den Planeten Jupiter überholen. Der kleinste scheinbare Abstand zwischen Venus und Mars findet am 6. Mai um 2 Uhr nachmittags statt und beträgt nur 5 Minuten. Nach Sonnenuntergang ist der Abstand bereits das dreifache geworden, also etwa eine halbe Mondbreite. Der geringste Abstand Venus-Jupiter beträgt 1,2 Mondbreiten. Es ist interessant, die drei Gestirne einander so nahe am Himmel glängen zu sehen.

Dagegen ist von den kleinen Planeten wieder einmal etwas Interessantes zu berichten. Am 22. Februar dieses Jahres entdeckte Prof.

Wolf in Heidelberg wieder einmal einen der kleinen Planeten, deren uns jetzt fast 600 bekannt sind; dieser erhielt die provisorische Bezeichnung 1906 T G. Die Tatsache, daß der Planet noch am 17. März rückläufig war, war schon ein endgiltiger Beweis für seine abnorm große Entfernung von der Sonne. Nun ist nach Beobachtungen von Prof. Verberich in Berlin eine Bahn berechnet worden, und zwar eine Kreisbahn, da solche einer Ellipse noch nicht sich berechnen läßt. Danach hat sich die Umlaufzeit des Planeten zu 11½ Jahren ergeben, um ein halbes Jahr kürzer als der Umlaufzeit des Jupiter um die Sonne. Nur wenn die Bahn sehr stark exzentrisch wäre, könnte die wahre Umlaufzeit erheblich kürzer und die mittlere Entfernung sich wesentlich kleiner stellen; die größte Entfernung von der Sonne aber würde über die Jupiterbahn hinausreichen. Bisher hat dieser sonnenferne Planet bei den Astronomen noch sehr wenig Beachtung gefunden, obwohl seine Bewegung in ihrer Art einzig ist. Wäre er zufällig in Konjunktion mit dem Jupiter entdeckt worden, hätte er also in dessen Nähe gestanden, so wäre er zweifellos als ein achter Jupitermond angeordnet worden. Dieser Planet bildet unter Umständen ein Gegenstück zu dem 1898 von G. Dr. Witt in Berlin entdeckten Ceros, dessen Bahn zum Teil innerhalb der Marsbahn liegt, jedoch der Erde so nahe kommen kann, wie kein anderer Planet; abgesehen vom Monde steht der Ceros der Erde in gewissen Fällen am nächsten. Nach neuerlichen Beobachtungen von Professor Palisa in Wien scheint die Bewegung des Planeten T G doch ein wenig reicher zu verfolgen als aus der provisorischen Bahnberechnung sich ergab. Die Umlaufzeit wird daher wohl etwas kürzer sein.

Der große Raum zwischen der Mars- und der Jupiterbahn ist bekanntlich angefüllt mit einer großen Anzahl kleiner Planeten. Schon vor ihrer Entdeckung hat man dort einen Planeten vermutet, statt dessen aber den Planetoidengürtel gefunden. Die Bahnen der bisher entdeckten Planetoiden bewegen sich aber so, daß zwischen ihren Bahnen und der Jupiterbahn noch eine beträchtliche Lücke blieb, in der man schon lange keine Körper vermutet hatte. Diese tief empfundene Lücke ist hiermit ausgefüllt worden, vielleicht nur teilweise, da es sehr leicht möglich ist, daß sich noch mehrere derartige Planetoiden finden.

Der Mond wendet uns am 8. Mai sein volles Antlitz zu, am 23. ist er neu. Die Zwischzeit ist für Beobachtungen wegen des späten Mondaufganges unglücklich; Oberflächenbeobachtungen mit einem kleinen Fernrohr angeht, werden am besten anfangs und Ende des Monats vorgenommen sein.

Zur Erdbeben- und Brandkatastrophe in San Francisco.

Schriftsteller Karl Zimmermann, Verfasser des Antel Sam, schreibt uns: Das budige, größtenteils an felsigen Hügelketten aufgebaute San Francisco ist zur Stunde bis zu einem Viertel nichts mehr als ein rauchender Schutt- und Trümmerhaufen. Welch ein Bild der Zerstörung und Verwüstung! Ein großer Teil der Wasserfront: die Call, Davis, Stewart, Spear, Mainstraße usw. liegt in Schutt und Trümmer, der untere (nordöstliche) Teil der Markstraße — der Hauptverkehrsader „Frisco“ —, der unteren Pine- und Kaliforniastraße, die Frontstraße und Umgebung mit ihren Heubahn- und Schiffsagenturen, mit ihren Fabriken und Großgeschäften, sind ein Haub der Flammen, der mittlere und obere (südwestliche) Teil der Markstraße, die Kearny, Montgomery, Sansonstraße... mit ihren Restaurants, Hotels, brillanten Detailgeschäften, Versicherungsagenturen und Pantgeschäften sind dem Erdbeben und der Feuersbrunst zum Opfer gefallen, die gesamten Strassenzüge mit ihren unzähligen kleinen Detailgeschäften zwischen der 3. und 14., der Market- und der Harrisonstraße zu Asche gelegt, die statlichen Häuserzeilen (darunter palastartige Privatwohnungen) in den oberen Teilen der Pine- und Kaliforniastraße (das Millionärsviertel von Nob Hill), die Goldene Gate-Avenue, die riesig breite Van Ness-Avenue, das ganze lange Tenderloinviertel im Rayon der Turf, Eddy, Ellis, O'Farrellstraße, zumeist elegante Bouten zu Wohnzwecken, sowie die obengedachten Häuserkomplexe angrenzenden Stadtgebiete sind zum großen Teil der Zerstörung anheimgefallen.

Die riesigen Zeitungsgebäude des 15. Stockwerke hohen Call und des annähernd ebenso hohen Examiner, Ede Kearny, Market- und 3. Straße, des Palace- und Grandhotel Ede Market- und der neuen Montgomerystraße, der stolze Granitbau des Emporium (ein Großbazar) an der Markstraße, das Rathaus im Yerba Buena-Park nahe Markstraße, die riesige Kalifornien-Markthalle zwischen Pine- und Kaliforniastraße, das Dejeune, das Deon, das Grand Opera-Haus (Morosoffs), Bank- und Agenturengebäude, Kirchenpaläste usw. sind entweder stark beschädigt oder existieren nicht mehr. Welch ein Bild der Zerstörung! 25 qkm sollen verüstet sein, 80 qkm umfaßt das Areal der städtischen Kommune! Aber diese 25 qkm bilden das Weichbild der Stadt, das Zentrum des Verkehrs und der Geschäfte...

Nur wenige Teile der Stadt liegen horizontal, die meisten sind durch jähe Steigungen und jähes Gefälle geradegu berichtigt. In einem der Kabelwagen, der uns zum Goldenen Tor-Park, zum Garnisonlager oder gegen das Cliffhaus hin führt, erlebt man wahre Höhen- und

Lebenszweck erfüllt hat. Der französische Naturforscher Fabre hat diese Verhältnisse in seinem Souvenirs Entomologiques lichtvoll und auf überzeugende Experimente gestützt dargelegt. Forels eigene Beobachtungen, wie auch die anderer, stimmen völlig damit überein. Bei den Ameisen sterben auch sämtliche Männchen kurz nach einer tollen lustigen Hochzeitsfahrt, bei welcher eine meistens polgandrische Liebe förmlich raff. Hier besitzt aber das Weibchen einen Samenbehälter, der den Samen vieler Männchen enthält und ihr gestattet, jahrelang ihre Eier eines nach dem andern zu befruchten und so als langlebige Mutter einer Ameisenkolonie zu funktionieren.

Astronomisches.

Unsere neue Sonne. Am 21. Februar 1901 wurde von Dr. Andersen in Edinburgh und gleichzeitig von einem Studenten der Astronomie in Heidelberg im Perseusbild ein neuer Stern entdeckt, der den Namen „Nova Persei“ erhielt. Der Leiter der Kensington-Sternwarte in London, Norman Lockyer, hat nun diesen Stern fortwährend beobachtet und ist dabei zu dem Resultat gekommen, daß der neue Perseusstern sich mit einer Geschwindigkeit von 120 Kilometer in der Sekunde sich auf unsere Erde zu bewegt, d. h. auf unser Sonnensystem. Wird er davor Halt machen? Nach seiner Ansicht nicht. Seine Fantasie sieht in diesem Perseusstern unsere neue Sonne, die dereinst berufen sein wird, anstelle der alten erhaltenden, unseren Erdball zu beleuchten. Denn bekanntlich wird die Sonne, die beständig Licht und Wärme ausstrahlt, nach Berechnungen des verstor. Physikers v. Helmholtz in 17 Millionen Jahren ihre fämliche Wärme verloren haben; aber schon nach fünf Millionen Jahren wird sie so kalt und wenig leuchtend geworden sein, daß alles organische Leben auf der Erde aufhören muß. Nun wird der neue Perseusstern in etwa viereinhalb Millionen Jahren in unsere nächste Nähe geriert sein. Ein direkter Zusammenstoß zwischen ihm und der Sonne ist ausgeschlossen, deswegen, weil das mächtigere Gestirn, welches in diesem Falle der neue Perseusstern ist, das kleinere, in diesem Fall die Sonne, in seinen Bahntreiß zwingen und von ihm in elliptischer Bahn umkreist werden wird. Nach des genannten Astronomen Berechnung übertrifft der neue Perseusstern unsere Sonne an Größe und Glanz etwa vierzigmal. Zwar verliert auch er in vier und einhalb bis fünf Millionen Jahren erheblich an Wärme und Glanz; wenn er aber dann die Sonne als einen Planeten und in ihrem Gefolge die Erde um sich herum zwingt, so hat er noch genügend Licht und Wärme behalten, um das organische Leben auf der Erde um eine neue Reihe von Millionen Jahren zu garantieren. Es scheint daher, als ob in der Natur eine so unbegrenzte Erneuerungsmöglichkeit für Leben und Fortschritt gegeben ist, daß die Menschen auch für ihre Nachkommen nach fünf Millionen Jahren keine Sorge sich zu machen brauchen. Th.

Medizinisches.

Was ist Blutverwandtschaft in entwicklungsgeschichtlichen Sinne? Bisger hat sich die Wissenschaft beim Nachweise der Blutverwandtschaft zwischen lebenden Wesen an morphologische Tatsachen, anatomische Argumente, entwicklungsgeschichtliche Ergebnisse, paläontologische Beweise, Kreuzungsversuche gehalten, ohne auf solchen umständlichen Wege immer zu sicherem Ziele gelangt zu sein. Einen anderen, einfacheren Weg hat vor einigen Jahren Hans Friedenthal eingeschlagen. In Verfolgung der Ursachen anfänglicher Mischfolge bei Bluttransfusionen zu Heilzwecken, bei welchen Tierblut zur Injektion kam, gelangte man zur Erkenntnis, daß sich Blutkörperchen nur mit dem Serum von gleichartigen oder sehr nahe verwandten Tieren mischen, während sie vom Blutwasser fremdartiger Tiere aufgelöst werden, man also nur das Blut des Tieres mit dem eines anderen zu mischen und dann das Serum zu untersuchen brauche, um über die Blutverwandtschaft beider Tiere Aufschluß zu erhalten. So hat man Blutmischungen zwischen verschiedensten Tieren vorgenommen, das Blut der Wanderkatze mit dem der Hausmaus, das des Felschafens mit dem des Kaninchens, das des Pferdes mit dem des Fels, das des Hundes mit dem des Wolfes und des Fuchses zu mischen vermocht, ohne daß es zu einer Auflösung der Blutkörperchen gekommen wäre. Wurde aber Hundes- und Katzenblut gemischt, oder Pferdeblut Kaninchens, Meerfischweinchens, Kälbers, Lammens, Menschen eingepriekt, oder Menschenblutserum mit dem Blut von Igel, Hund, Katze, Meerfischweinchens, Kaninchens, Pferd, Nachtzieher, Gauschuh, Taube, Kreuzotter, Ringelnatter, Wasserfrosch, Aal gemischt, so wurden die Blutkörperchen durch das Serum aufgelöst. Es bestehen also zwischen dem Blut verschiedener Tiere gleicher Familie keine merklichen Unterschiede, wohl aber zwischen dem Blut von Tieren verschiedener Unterordnungen und Ordnungen, und man kann daher bei Transfusionsversuchen keinesfalls Menschenblut durch Blut vom Rinde, Pferde, Schafe ersetzen. Begreiflicherweise war man nun auf das Verhältnis zwischen dem Blut des Menschen und der Affen neugierig. Man mischte das Serum des menschlichen Blutes mit dem Blut von Galbaffen, Krallenaffen, südamerikanischen Klammeraffen, altweltlichen Gutaffen, Javanen, Babuins, Sapunders und fand, daß das Serum die Blutkörperchen solchen Affenblutes auflöste. Als man aber das Menschenblutserum mit dem Blut der sogenannten anthropomorphen Affen: Orang-Utang, Gibbon und Schimpanse mischte und an diesen Affen Transfusionsversuche mit menschlichem Blut machte, wurden die Blutkörperchen durch das Blutserum des Menschen nicht aufgelöst und traten in dem Befinden der Versuchstiere keine Störungen ein. Diese Affen stehen also hinsichtlich der Beschaffenheit ihres Blutes dem Menschen physiologisch näher als irgend ein anderes Tier. Im Lichte dieser Blutuntersuchungen erklären sich uns aber auch manche Rätsel bei der Kreuzung verschiedenartiger Tiere, bei dem Zustandekommen fruchtbarer und unfruchtbarer Bastarde. Th.

Allerlei.

Ein Katzenpalast. Zum besseren Verständnis unserer heutigen Weltordnung, die unglückliche Proletarier zwingt, bei Wind und Wetter im Freien zu schlafen, diene folgende Notiz, die wir in bürgerlichen Wäutern finden:

Das Heim, das die 26 Katzen der Prinzessin Viktoria von Schleswig-Holstein im Windsor-Park bewohnen, ist ein schöner zweistöckiger Bau, der seinem besseren Wohnhaus an Komfort nachsteht. Er hat zwei Fenster im Erdgeschloß und zwei im ersten Stock; beide Stockwerke sind durch eine Leiter verbunden, und wenn die Katzen zu Bett gehen wollen, steigen sie die Leiter empor und finden oben ein bequem eingerichtetes Schlafzimmer, in dem jede Katze ihre Bettstelle und ihre Betten hat. Alle die Bewohner dieses Katzenhauses sind preisgekrönte Ghinchilla- und Perser-Katzen. Die schönste unter allen Katzen der Prinzessin, die Ghinchilla-Katze „Bud“, wohnt in einem besonderen Hause, und ein genaues Verzeichnis über alle bei Ausstellungen von ihr gewonnenen Preise ist als stolze Zier darin angehängt. Bei kaltem Wetter werden die Betten der Katzen mit Wärmflaschen angewärmt, damit sie sich nicht erkälten, und ist überhaupt in jeder Beziehung für ihre Bequemlichkeit und ihren Komfort gesorgt.

Prophezeiung auf das Jahr 1911. In der letzten Sonntagsbeilage der „Voss. Zig.“ plaudert der Berliner Universitätsprofessor Richard M. Meyer über „Staatswahrsager“, und erzählt dabei von einem Propheten des 17. Jahrhunderts, Johannes Vöstenberger, der folgende Verflüchtigung getan hat:

„Aber nach Kaiser Friedrich III. wird so gräßlich überhand nehmen die Ungerechtigkeit und Untren und so große Verfolgung, daß die Zeit bei und unter Kaiser Friedrich III. friedlich gegen die Zeit nach ihm geachtet werden soll. . . . Es wird solcher Jammer und Betrübnis währen dreißigundzwanzig und ein halb Jahr. . .“

Dennoch müßten wir uns immer noch ein paar Jahre in Geduld fassen, bevor wir „Hj“ sagen können. Da wir aber nicht abergläubisch sind, wollen wir uns lieber nicht auf die Prophezeiung verlassen, und vor Ablauf der verflüchteten Frist gegen Ungerechtigkeit und Untren tapfer kämpfen; vielleicht läßt sich dann dem „Jammer und Betrübnis“ noch früher ein Ende bereiten, als es der wackere Vöstenberger erlauben will.

Aus eigener Kraft.

Mensch und Denker.

Ich sah dich heut im Traume, wie du bauteist:

In deinem Hause mühsam bauteist du, Und fremdlich hob sich's auch in Bögen auf. Doch wunderbarlich: in keine Wölbung knettest Den Schlüsselstein du. Wir riefen dir's. Doch du Vernahmst du's nicht? Du reißtest — deine Hülfe. Sie waren schon so müd — und reißtest weiter Bogen an Bogen, und den letzten Stein Füßtest du nirgends. Angstvoll sahen wir's. Da brachen die Gerüste, und die Bögen, Sie stürzten und begruben dich im Fall.

Ein Weinen ging durch meinen Traum. Voll Weh's Traten wir hin und suchten dich. Und suchten Umsonst. . . .

Doch dort tief im Getrümmert, dort Stand aus granitnem Quaderwerk ein Kern, Ein Würfel, wie ein mächtig Monument! Wir stammten's an. Da regt sich das Gestein Aus eigener Kraft. Als ein Lebendiges Dehnt sich's und wächst. Und Säulen treibt es aus, Und Bögen wölbt's, und Hallen dehnen sich, Und Säle decken sich mit Kuppeln, die Singlängen weit ins Blau. Ferd. Abenarius.

Humoristisches.

Wahres Geschichtchen. Fridchen und Thereschen sind sehr brave Kinder. Mama hat sie soeben zu Bett gebracht, sie haben bereits ihr Nachtgebet gesprochen und warten nun auf's Einschlafen. Da passiert etwas Menschlich-Allzumenschliches, Geräuschvolles. Nach einer Weile fragt Thereschen:

„Fridchen, hast du das getan?“

„Ne —“

„Ich auch nicht —“

„Dann hat's der liebe Gott getan.“

A.: „Wenn ich nur ein Mittel wüßte, daß mein Ofen nicht mehr raucht!“ — B.: „Gib ihm eine von den Zigaretten, die du mir letzten Sonntag anbotest, dann gewöhnt er sich gewiß das Rauchen ab.“

Ein moderner Theologe. Ein Superintendent kam zu einem jüngeren Geistlichen:

„Mein lieber junger Freund und Amtsbruder. Nun sind Sie schon reichlich drei Jahre verheiratet und noch immer bleibt der Segen des Himmels aus. In einem deutschen Pfarrhause gewiß eine gar merkwürdige Erscheinung!“

„Je nun, Herr Superintendent, meine Frau hat auch nicht umsonst diesen Semester Medizin studiert.“

Auch ein Nichtscheusleger. A.: „Wie meint Meißche das: Nicht fort, sondern hinaufpflanzen sollt ihr euch?“ — B.: „Daß man nur ein reiches Mädchen heiraten soll.“ (Zugend.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. e. u. G., Karlsruhe i. B.



Simmelfahrt, während dem Fußgänger hier auf seinem Marsche der Atem stockt. Von den Höhenübergängen der durch diese Berg- und Tal-fahrten gebildeten Nigellisten erscheinen dem Beobachter die Häuser an den Abhängen und in den Tälern wie angehängte Schwalbennester.

Die Bevölkerung ist international, wie kaum irgendwo. Zwischen Station, Sacramento, Kearny und Pacificstraße erblickt man das jetzt gerüstete Chinesenviertel mit seinen primitiven Zementbauten, engen Straßen und unterirdischen Wohnungen, im Norden und Nordwesten liegen die spanischen, merikanischen, italienischen Viertel, während Deutsche, Engländer, Franzosen usw. über die Stadt zerstreut sind. Das amerikanische Element ist immer noch überwiegend. Von den Deutschen insbesondere findet man einen starken Prozentsatz im Detailgeschäftsviertel zwischen Market- und Harrison-, 3. und 10. Straße (darunter viele Badenser, wie Wegger, Bäder, Wirt, Spezialehändler usw.). Ferner sieht man auf Japanesen, Tschechen, Polen, Russen, Portugiesen, Türken, Griechen.

Die ökonomischen Verhältnisse von „Frisco“ zeigen kein erfreuliches Bild. Hier hat der Antitrustismus oder die Macht des Geldes dem Geschäftsleben ganz aufzukommen seinen Stempel aufgedrückt. Der wertvollste, d. h. rentabelste Grund und Boden von San Francisco ist in Händen weniger Millionäre und die auf diesem Boden befindlichen Unter-nehmer sind Pächter oder Mieter, Mieter u. d. g. Die kleinsten Detail-geschäfte sind wie überall in Großstädten Bruchgeschäfte, die als des Lebens schwerste Sorge die Verbringung von Miet- oder Pachtgeldern empfinden. Zahlreich sind hier die berühmten Proletarier, von denen viele nur periodisch, wie zur Frühjahr- und Sommerzeit, resp. zur Erntezeit, in Bergwerken, beim Eisenbahnbau, auf Schiffswerften oder auf den großen kalifornischen Farmen Beschäftigung haben oder finden. Die Unsicherheit in den Stellungsverhältnissen tritt hier ganz offensichtlich hervor. Der rasche Wechsel von Einstellungen und Entlassungen ist geradezu verblüffend. Auch dürfte es wenige Plätze geben, in denen der Egoismus unverhüllt sich zeigt, als in San Francisco.

Die St. Franciscoer Millionäre sollen scharf dahinter sein, die Stadt aus ihrer Höhe ganzvoll als je hervorgehen zu lassen. Wir verstehen ihre üblichen Absichten wohl. Nicht das Geld, das Tausende und Abertausende überkommen hat, bedrückt ihre abgestumpften Herzen, sondern die in städtischen Bodenwert stehenden Millionen machen ihnenummer, die durch eine eventuelle Entvölkerung der Stadt ihnen ver-lustig gingen.

Den Verlauf der Feuersbrunst würde ohne Zweifel ein Beobachter von den Finnen des Cronkite und des jetzt eingeführten Wolfenträgers Call in seinem ganzen Umfange verfolgt haben können. Aber auch von einzelnen Stellen der Nigelliste, vom Lone-Berg und vom Hill-Part ist der Gang des Feuers deutlich zu beobachten gewesen. Einem mit einem scharfen oder be-waffneten Auge ausgestatteten zufälligen Besucher des 15 Kilometer nörd-lich von der Stadt gelegenen circa 2600 Fuß hohen Tamalpaisberges oder des 50 Kilometer entfernten 4000 Fuß hohen Teufelsberges hätte sich ein grandioses Schauspiel geboten. Schiffe im stillen Ozean und im Golf, Bewohner der umliegenden Landbezirke von Sonoma, Napa, Solano, Contra Costa und Alameda müßten an einzelnen Standorten Zeuge des ungeheuren Brandes mit seinen ausstoßenden Rauchwolken und Feuergeraden gewesen sein.

Eine Reise ins Berner Oberland.

(18.—15. August 1905.)

III.

Wieder in die Krone zurückgekehrt, konnten wir uns alsbald an einem reichhaltigen und guten Abendessen gütlich tun. Später wurde noch ein Gang durch Weinbergen unternommen und nach Einbruch der Dunkelheit hatten wir Gelegenheit, den imposanten Alpabackfall in groß-artiger Beleuchtung bewundern zu können. Während ein Teil der Gesellschaft frühzeitig sein Lager aufsuchte, pflegte der übrige Teil auf der Terrasse des Hotels die Gemütlichkeit und manches Lied entquoll noch den Kehlen unserer Sänger.

Am andern Morgen um 5 Uhr war alles wieder versammelt und nach einem ausgezeichneten Frühstück gingen um 1/6 Uhr von Meiringen ab mit der Bahn nach Brienz. Weiter wie an vorhergehenden Tag, lachte uns die aufgehende Sonne wieder entgegen und der Dunst trieb schon in den frühesten Morgenstunden die herrlichsten Wälder.

Die Bahn nach dem Wildschnigerdorf Brienz führt fast durchweg der kanakferten Aare entlang, vorbei an dem 1896 durch einen Berg-rutsch bedrohten Dorfe Stenholz. Die Säntianhänge sind heute noch zu erkennen. Nachts und links fließen Wasserfälle zu Tal.

Von Brienz an muß der „Seeweg“ benutzt werden, um nach Inter-laken zu kommen. Diese Fahrt gestaltete sich zu einer äußerst gemüt-lichen. Zwar wehte eine frische Luft, welche einem beinahe frieren machte, und vor konnte, wadete sich fürsorglich ein, nur Fernhard, der Nachfolger Hans Sachs', behielt seine mitgenommene Unterose im Muffel, wo sie allerdings nicht sonderlich warm gab. Sogar die Fahrt mit-machende „Einkaufstierchen“ dachten sich eng zusammen. Es war daher begreiflich, daß sich der Eine oder Andere in die Kajüte zurückzog, aber unbegreiflich ist es, wie man sich bei solch einer Fahrt — zum Kartenspiel hinsetzen kann. Durch die Ametisierung der Karten wurden jedoch auch diese Spieler der Gesellschaft wieder ins Freie getrieben und ein paar frisch gesungene Lieder ließen die Kälte vergessen. Die Fahrt über den Brienz-See darf wohl zu den interessantesten auf den Schweizerseen gezählt werden. Ningsum über 2000 Meter hohe Berge; mehrere Wasser-fälle, worunter der Gießbachfall der größte, zahlreiche Ortschaften, Ruinen und dergl. mehr schließen denselben ein und nur zu bald langten wir an Station Interlaken-Öst an.

In Interlaken war schon in den Morgenstunden ein gewaltiger Verkehr und man brauchte längere Zeit, bis alle diejenigen, welche ins Grindelwald- und Lauterbrunnental wollten, im Zug untergebracht waren.

Endlich ging die Fahrt ins romantische Lauterbrunnental los, vorbei an Wilderswil-Steig, von wo aus die Bahn zur Schynigen-Platte abzweigt. Felswände von 500—700 Meter Höhe schließen die Bahn rechts und links ein; ca. 20 Wasserfälle fließen von den Felswänden nieder zur Klüftung. In Zweifelsfällen vereinigen sich die schwarze und weiße Klüftung, deren Wasser man nach dem Zusammenfluß noch eine Strecke weit erkennen kann. Hier teilt sich unser Zug, der eine Teil fährt nach Grindelwald, während Lauterbrunnener unser nächstes Ziel ist, wo wir nach beinahe ein-stündiger Fahrt antommen.

Von Lauterbrunnener führt eine Seilbahn nach Mürren, dem Kurort mit erstklassigen Preisen. Eine zweite (Rad-) Bahn führt über Wengen, Bengeraalp nach der Kleinen Scheidegg, am Fuße des Eiger.

War es schon am Morgen in Interlaken schier unmöglich, alle Passagiere unterzubringen, so waren es hier der Schwierigkeiten noch viel mehr. Alle verfügbaren Wagen und Lokomotiven waren noch vom Vor-tage in Bewegung, aber der Platz wollte doch nicht ausreichen. In kurzen Zwischenräumen wurden die Züge, bestehend aus je zwei Wagen und Lokomotive, abgelassen und pünktlich und leuchtend ging's den Berg hinauf. Alle Wagen waren vollgepackt. Hier sitzen der Engländer, der Franzose neben dem Deutschen, Russen, Schweizer usw. Und so wenig es Na-tionalitäten-Unterschied gibt, so wenig ist etwas von einem Klassenunter-schied zu merken. Der Baron, der Bankier, der Großindustrielle, der Gelehrte hat Platz genommen neben dem Kleinrentner und in unserem Falle neben dem Proletarier und — Genossen. In unsere Eisenbahnre-ise trat also hier auf ihren Reisen, wenn sie die Augen aufmachen und etwas lernen wollten, sehen, daß es auch ganz gut mit weniger Klassen geht und daß es daher total überflüssig ist, daheim die Zahl der Klassen vermehren zu wollen. Wenn es nach der Meinung dieser Herren nicht ohne Absonderung geht, so könnte man sich allenfalls zwei Klassen noch gefallen lassen, sind doch im gewöhnlichen Leben leider immer auch noch zwei Unterschiede vorhanden, die Klasse der Besitzenden und der Nichtbesitzenden.

Noch zurück zu unserer Fahrt. Ist dieselbe schon über den Brünig und den Brienz-See wie auch in das Lauterbrunnental interessant, so ist es diejenige von Lauterbrunnener nach der Scheidegg noch viel mehr. Gleich nach der Ueberschreitung der Klüftung steigt die Bahn den Berg hinauf, daß einem angst und bange werden könnte, wenn man nicht wüßte, daß die Erbauer derselben alles nur Erdenkliche für die Sicherheit getan haben. Mit jedem Rufter der Lokomotive kommt man höher und höher und bald genießt man die schöne Aussicht auf den gegenüber 300 Meter niedersitzenden Staubbachfall, ebenso auf Mürren und die umliegenden Berge. In Wengen sind wir schon 500 und auf Wengen-Alp gar schon 1000 Meter über Lauterbrunnener. Geradezu gefährlich war der Verkehr bei letzterer Station, wo die zu Tal fahrenden und die vom Tal kommenden Züge kreuzen und wo ein Teil der Züge auf ein Sack-geld zu fahren gezwungen ist, um die andern vorbeizulassen. Doch alles ging ohne Unfall von statten und nach einer Viertelstunde konnte die Fahrt zur Scheidegg weitergehen. Bald darauf kam die ganze Jungfrauengruppe in Sicht und mit einem allgemeinen „Ah“ wurde eine von den uns gerade gegenüber liegenden Silberhörnern niedergehende Lawine begrüßt. Man muß, um sich einen Begriff von solch einem Vorgange machen zu können, gesehen haben, wie der Schnee beim Sturz in tausende von Klüften zerfällt und wie er sich dann weiter unten gleich einem ruhigen Strom wieder weiter wälzt. Auch die Löwe eines Alp-horns hängen von einer Höhe hernieder.

Nach 1 1/2-stündiger Fahrt auf der Scheidegg angekommen, galt es zunächst, den kurrernden Wagen zufrieden zu stellen. Dank unserer vor-herigen Abmachung brauchten wir uns nur an den Tisch zu setzen und ein reichliches und gutes Mittagmahl einzunehmen. Nicht durch große Zwischenpausen aufgehalten, war dieser „Punkt“ zu aller Zufriedenheit bald erledigt und wir konnten nun die herrliche Gegend in aller Ruhe betrachten und anstaunen.

Die kleine Schneidegg, 2069 Meter ü. M., ist ein Plätzchen, wie es deren nicht zu viele geben dürfte. Die Großartigkeit der Alpenwelt tritt uns hier ganz unermittelt vor die Augen. In sozusagen greifbarer Nähe hat man gerade vor sich Eiger, Mönch und Jungfrau, gegen Osten überblickt man das Grindelwaldtal bis zur Großen Scheidegg und gegen Westen das Tal von Lauterbrunnener mit dem darüber liegenden Mürren. Eine große Anzahl von Berggipfeln schließt den ganzen Gesichtskreis ein. Einestheils ist es die Majestät und die großartige Wildheit der bis zu 4000 Meter emporsteigenden Bergmassen, welche den Blick aus-lassen, andernteils wieder die Lieblichkeit der alternativen Umgebung. Mit Bewunderung stehen wir vor steilen, beinahe zum Himmel reichenden Felsmassen, betrachten wir die riesigen Gletschermassen, die von der Höhe herab zu Tal fließen. Alles künstlerische und tüchtige von Menschenhand erscheint so klein, gegenüber dem Großartigen der Natur.

Auch einen Abstieg vom Eiger hatten wir zu beobachtenden Gelegen-heit und bewundert und allseitig angefaunt wurden sowohl Louffiten wie Führer beim späteren Zusammenreffen am Eigergletscher.

Alles Betrachten und Bewundern mußte ein Ende nehmen, denn noch war der Eigergletscher zu besuchen. Der 1/2-stündige Weg dahin kann wohl von jeg. Bergsteiger „bequem“ genannt werden, aber für die große Masse der heutigen Besucher war derselbe anstrengend genug. Er geht so ziemlich umweit der eigentlichen Jungfrauabahn entlang, bis diese in einem Tunnel verschwindet, um erst bei der Station Eigergletscher wieder zum Vorschein zu kommen. Unterhalb dieser Station stehen die Unterkunfthäuser für die Arbeiter an der Jungfrauabahn Tausende auf

Hausen liegende leere Konferenztische hatten wenig in den Rahmen ihrer Umgebung. Auch ein Verg.-Hotel“ steht noch hier oben.

Endlich war der Gletscher erreicht, welcher wohl noch nie von so vielen Menschen besucht wurde, wie an diesem 13. und 14. August. Es war ein Leben da oben wie auf einem südlichen Eisfeld; hunderte von Personen vergnügten sich mit Schlitten und der Schlittenvermieter dürfte in diesen Tagen auf seine Rechnung gekommen sein. Den meisten Mitgliedern unserer Gesellschaft war es wohl zum erstenmale vergönnt, einen natürlichen Gletscher vor sich zu haben und viele waren wohl auch ein wenig erstaunt, daß derselbe eigentlich ganz anders ausieht, als er in ihrer Vorstellung bestanden hat. Statt des reinen weißen Schnees eine graue Masse, welche namentlich an den Ausläufern vom reinen Boden nicht zu unterscheiden ist und welche Färbung manch Weiblein und Männlein unheimlich mit der Erde Bekanntschaft machen ließ.

Nach dem Gletscher kam die bekannte Eisgratte an die Reihe. In den Gletscher ist eine 60 Meter lange Grube gegraben, welche elektrisch beleuchtet ist und in dem sog. Dom endet. In diesem Dom scheint wieder das Tageslicht durch das Eis, wodurch ein ganz bläuliches Licht entsteht, was den Besuchern ein ganz gespensthaftes Aussehen gibt.

Hochbedeutend kehrt alle zur Scheidegg zurück, wo man bis zur Abfahrt des Zuges nochmals Zeit hatte, die herrliche Umgebung auf sich einwirken zu lassen. (Schluß folgt.)

Ein entwürzeltes Volk.

Einer der besten Kenner der Indianer, H. van Ende, hat eine längere Arbeit über den „Neuen Indianer“ veröffentlicht, in der er die Stellung der begabten Indianer beschreibt, die es versuchen, sich der weißen Rasse anzuschließen. Er macht uns da mit drei Typen des neuen Indianers bekannt, mit dem Amaga-Indianer Francis La Fleische, einem Beamten in Washington, der indianischen Lehrerin Zit-la-la Sa und dem Sioux-Indianer Dr. Gafman, der als Arzt in Dakota praktiziert: Diese drei Vertreter der „neuen Generation“ haben alle das Gefühl, entwürzelt zu sein und ihre besten Kräfte, die ihres Stammes, hinter sich gelassen zu haben. Alle drei haben Bücher über ihr untergeordnetes Volk geschrieben. Besonders bitter läßt sich La Fleische über die englische Schulbildung der Indianer aus:

In dem Ton der Mißbilligung, mit dem La Fleische auf die nicht gerade seltenen Fälle körperlicher Züchtigung hinweist, die er in der Schule erlebt, verrät er, wie der Indianer von diesem Strafverfahren denkt. Der Ernst und die Würde, mit der in seinem Buche indianische Väter ihren Knaben ins Gewissen reden, ist von überwältigendem Ein-druck, und man kann sich wohl vorstellen, welchen Ruf es dem Gemüt dieser Kinder geben mußte, wenn sie, die an das milde Wort der Mutter und die eindringliche Mahnung des Vaters gewohnt gewesen, nun plötzlich Rute und Hartnützigkeiten kennen lernten. Daß diese Art Züchtigung bei den geringfügigsten Vergehen in Anwendung kam, geht aus folgender Mitteilung hervor: „Wie die Erwachsenen waren wir Kinder geübt und geprügelt, und während wir schmitzen oder spielten, plauderten wir ohne Aufhören und betrachteten es als einen grausamen Zwang, unsere Stimmen dämpfen zu müssen, während ältere Leute sich unterhielten. In der Schule aber erlitten wir viel schwereres Leid; denn dort war es uns verboten, in unserer eigenen Sprache zu reden — eine Regel, die uns auf das unerträglichste mit dem Sieden eingehaßt wurde, so daß der Neuanfänger, mochte er noch so mittelstark sein, gezwungen war, einem Strohmann gleich, stumm zu bleiben, bis er gelernt hatte, sich in eng-lischer Sprache zu verständigen.“ Mit der Sprache aber wurden ihnen auch die Namen genommen. Wie Knaben in unserer Schule erhielten englische Namen, weil die Aussprache der unrigen den Lehrern schwer fiel, aber auch weil sie für heidnisch galten und daher ausgeschlossen werden sollten.

La Fleische bedauert den Mangel an Verständnis, welcher den An-schauungen, Sitten und Gebräuchen der Indianer entgegengebracht wurde. Vorurteil und tollhörige Interessen hätten die natürliche Klug zwischen den Rassen erweitert.

Das kleine Buch dieses „neuen“ Indianers ist maßvoll und objektiv gehalten und läßt doch manches ahnen, was die Seelen der neuen Generation bewegt: den leisen Spott, mit dem die fremde Kultur mit der eigenen verglichen wird; den Stolz auf die Vergangenheit und den nie zu verwindenden Schmerz, den der Gegensatz zwischen einm und jetzt hervorruft. Der neue Indianer hat nicht vergessen, daß seine Väter einst die Herren dieses Landes gewesen, daß er der einzige ein-geborene Amerikaner ist und einen ungehobenen Schatz von Kultur besitzt, an deren uralten Wurzeln sich weiße Gelehrte noch lange die Hände aus-beihen werden.

Bemerkenswerte Aussagen dieser Art sind die der Dakota-Indianerin, Zit-la-la Sa, die, nachdem sie in der Indianer-Industriehochschule zu Carlisle (Pennsylvania) studiert und als Lehrerin gewirkt, durch einen Besuch in der Heimat die unüberbrückbare Kluft gewahrt, die sich zwischen ihr und den Brigen aufgetan.

Als Zit-la-la Sa nach langjähriger Abwesenheit — denn die Zög-linge der Indianerschulen haben keine Ferien, während welcher sie ins Elternhaus zurückkehren — in ihre Heimat kam, um ihre in anstrengender Lehrtätigkeit geschwächte Gesundheit wiederherzustellen, ihre Angehörigen wiederzusehen und für die Schule neue Zöglinge zu werben, brach eine Enttäuschung nach der anderen über sie herein. Die Mutter, welche trotz ihres Alters in dem Aeußeren des dürftigen Heims verriet, daß sie wohl gereist war, mit der Kultur der Weißen ein kompromißlos eingezogen, zeigte nichtsdestoweniger ein heftiges Mißtrauen gegen des weißen Mannes Vermittlung in die Angelegenheiten des Indianers. Sie klagte, land-bungrige Mißgeschick hätten sich der besten Strecken des Landes be-mächtigt und machten es dem roten Manne nahezu unmöglich, seine

Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Der Bruder Zit-la-la Sas, der gleich ihr die Indianerschule besucht und in der heimatischen Reservation eine Anstellung erhalten, hatte sich wegen verschiedenerer, seinem Stamme zugehöriger Unbill veranlaßt gesehen, sich beim „großen Vater“ in Washing-ton zu beklagen, und war darob vom Reservationsagenten entlassen worden. Ohne Gelegenheit, die erhaltene Ausbildung anderweitig zu verwerten, für das Leben einer jener „Wilden“, die sich von den Behörden kümmerlich ernähren lassen, unangenehm gezwungen, wanderte er, Arbeit suchend, umher. Die Familie war zertrübt, der innere Zusammenhang zerstückt.

Als Zit-la-la Sa auf ihren Kosten zurückkehrte, sah sie die Schatten-seiten der Indianerschulen und der ganzen von den weißen Behörden mit aller Schärfe ausgeübten Bevormundung ihrer Rasse. Sie gewann die Ueberzeugung, daß die aufbezählten Stellungen in den Indianer-schulen deren weißen Inhabern nur Krücken seien, an denen sie sich mähten; sie hörte, wie weiße Lehrer ehrgeizige Rivalen daran erinnerten, die Zöglinge der Indianerschulen seien ja nur Almosen-empfangen der Bundesregierung; sie sah, daß nur wenige ihrer weißen Amtsvorgesetzten ihre Pflichten mit Verständnis und Interesse erfüllten und daß die für die Propaganda benutzten Proben der Leistungsfähigkeit der Zöglinge für deren eigentliches Können keinen Maßstab boten. Sie begann sich zu fragen, worin eigentlich der praktische Wert, der Gewinn für die Zöglinge liege, die sich ihrer Heimat entfremdeten, um sich die zweifelhaften Segnungen einer Kultur anzueignen, die der Weiße der Hochzeit als eine Wohlthat darbietet, während sie nicht einmal ein Äqui-valent für das ist, was er der Rasse geraubt. Und so machte sie folgendes persönliche Geständnis: „Für des weißen Mannes Papiere hatte ich meinen Glauben an den großen Geist hingegeben. Für dieselben Papiere hatte ich die Heilkraft der Bäume und der Wälder vergessen. Wegen meiner Mutter einfacher Lebensanschauung und wegen meines Mangels an einer solchen hatte ich sie verlassen. Und doch hatte ich keine Freunde gewonnen unter der Rasse, die mein Volk haßt. Einem schwachen Vämdchen gleich war ich entwürzelt, der Mutter, der Natur, Gott entrissen worden. Alle Zweige, die der Heimat, den Fremden Liebe und Treue zugeführt hatten, waren beschnitten worden. Die natürliche Rinde, die meine überaus empfindliche Natur beschützte, war bloßgelegt worden.“ Das Mißgeschick der begabten Indianerin litt es nicht länger in der Anstalt, wo sie gleich den Höglingen von blöden Besuchern begafft wurde und immer wieder die Redensart hören mußte, es sei doch wunderbar, wie lenksam, geschickt und fleißig sich die Kinder der „Wilden“ zeigten. Sie, die nur wenige Jahre vorher bei Erlangung des Reifezeugnisses durch ihre Leistungen Aufsehen erregt hatte, war auf die ihr gewordenen Aus-zeichnungen nicht mehr stolz und legte ihre Stellung nieder. Seit sie diesen entscheidenden Schritt getan, hat Zit-la-la Sa in Boston und New-York mancherlei Studien betrieben und ist dann wieder nach dem Westen zurückgekehrt, aber nicht um die Kultur der Weißen in die Wigwams und Teepees ihrer Stammesgenossen zu tragen, sondern um ihren Geist am Jungbrunnen der heimischen Sagen zu stärken und körperlich wie seelisch zu gesundern.

Das ist das Auffallende an dem neuen Indianer: daß er, wenn er auch die Kleider des weißen Mannes anzieht, um sich unaufrichtig und unbefähigt unter Weißen bewegen zu können, und wenn er auch seinen Namen gegen einen dem Weißen geläufigeren eintauscht, doch stets er selbst bleibt, ein Nachkomme der Herren und Besizer des Landes, der sich zwar philosophisch in die neue Ordnung der Dinge fügt, aber seiner Eigenart nicht begibt.

Aus allen Gebieten.

Naturwissenschaft.

Das Liebesleben in der Natur ist im Frühling auf seinen Höhe-punkt gelangt und bei gewissen Tieren zeigt sich die Natur geradezu verschwenderisch in Aufbringung der Mittel für ihren großen Zweck, die Fortpflanzung durch den Geschlechtstrieb. In seinem neuen Werk über die sexuelle Frage teilt August Forel einige interessante Fälle dieser Art mit. So werden im Bienenshof hunderte harter großer Männchen miß-gelungen erzeugt und stürzen sich, sobald die wenigstens fünf einmal, nämlich für einen Schwarm) einzige Königin ihren Hochzeitsflug beginnt, ihr nach in einem tollen Himmelsflug. Ein einziger, gewöhnlich der stärkste, erreicht sie. Im Raummel der Begattung läßt er seine Fortpflanzungs-organe am Körper der Königin hängen und stirbt sofort. Nutzlos ge-worden, werden die übrigen Männchen schließlich im Herbst von den Arbeitsbienen getötet. Ebenso wunderbar ist die Hochzeit der Schmetter-linge der Sippe Bombyx. Monate, gelegentlich jahrelang leben die prachtvollen Nachtpfauenaugen als Raupen auf Wäldern und als schlafende Puppen an irgend einer Rinde oder Mauerecke. Endlich schlüpft der kunstvoll geschmückte und gefärbte Schmetterling aus, besitzt jedoch nur Rudimente eines Darmkanals. Das kurze Leben, das ihm bevorsteht, erfordert keine Nahrungsaufnahme und ist einzig der Liebe gewidmet. Das Weibchen wartet irgendwo. Das Männchen, ausgestattet mit reich-geheiligerten und auf größte Entfernung den Geruch des Weibchens witternden Röhrlhörnern, fängt, sobald seine Flügel erlartet sind, einen wilden Flug durch Wald und Fluß an, der einzig der Erreichung eines Weibchens gilt. Auch hier wetteifern viele Konkurrenten. Der glückliche Erste stürzt sich auf seine Geliebte und kurze Stunden eines wüsten Platters und Flügelumarmungen besiegeln sein Glück. Er schlüpft stirbt er kurz darauf oder besser, haucht in stiller, natürlicher Ergebung sein nun erfülltes Leben aus. Ebenso sterben seine durch den Flug allein erschöpften Mit-bebewerber, ohne jedoch ihr Ziel erreicht zu haben. Nun fliegt das Weibchen ihrerseits, sucht sich die grünen Wälder aus, die ihrer Nachkommenchaft, der Frucht ihres kurzen Liebesglückes, ein langes Raupenleben sichern werden, legt darauf ihre ungeheuer zahlreichen, besrudelten Eier und stirbt dann ebenfalls, als Leeres, erschöpftes Wesen, das nun auch seinen